

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 20

September 2001

SONDERAUSGABE
10 JAHRE MAX-SAMUEL-HAUS

Dr. Fred Mahlborg, Rostock

Der Schock, die Frage und die Menschlichkeit

Das haben die zehn Jahre für sich: Dieses Haus muss man nicht mehr erklären. Aber auch seine Geschichte ist noch nicht zu schreiben. Das Haus hat einen guten Namen. Es hat eine wichtige Aufgabe, die ihm lange bleiben wird. Es versammelt Menschen, die sich dieser Aufgabe stellen, aktiv oder passiv, aber auch passiv immer voll innerer Bewegung. Und alle haben etwas davon: Bildung im besten Sinne, dazu Lebenssinn und die Erfahrung von Menschlichkeit.

Wie vielen Namen, Lebensgeschichten, Lebenswerken und Leidensgeschichten bin ich hier begegnet? Vor allem aber: Wie vielen Menschen, die so verschieden sind, dass ich nicht einmal auf Anhieb sagen kann, dass ein Gemeinsames sie alle verbindet.

Die Namen können nicht alle genannt werden. Was sollte auch eine Liste? In zehn Jahren hatte das Haus viele Gäste und Gesprächspartnerinnen. Aber was sagen diese Worte? Viele waren und sind viel mehr als „Gäste“ oder „Gesprächspartner“. Sie waren Zeugen, Berater, Freunde, engagierte Wissenschaftler, Künstlerinnen, Schriftsteller, Politiker, Überlebende, Jüdinnen und Juden, die – heute – aus vielen Ländern der Erde kommen – und nicht-jüdische Deutsche.

Einige von ihnen haben ihren ganz persönlichen Beitrag für diese Sonderausgabe der

„Blätter“ geschrieben. Ihre Namen stehen auf den folgenden Seiten jetzt für viele andere. Eine „repräsentative Auswahl“ wurde nicht angestrebt. Dann hätte zum Beispiel ein Beitrag aus der Generation der Schülerinnen und Schüler nicht fehlen dürfen, die in diesem Haus etwas lernen, was gewiss „für's Leben“ ist, obwohl es nicht einfach sein wird, damit zu leben. Informationen, Begegnungen, Erinnerungen können eine gute, wenn auch nicht immer leichte Last sein.

*

Auch ich will einige persönliche Erfahrungen und Gedanken beisteuern. Wie geriet ich in die Arbeit des Max-Samuel-Hauses? Warum habe ich mich gern an seinen Aufgaben beteiligt? Im vergangenen Frühjahr sah ich mich aus unerfreulichem Anlass genötigt, eine „dokumentarische Erzählung“ niederzuschreiben. Darin erinnerte ich mich auch an meine ersten Begegnungen mit einem jungen Historiker. Ich lernte ihn in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre kennen. Auf undramatische Weise verstand er sich als Atheist. Er hatte sich einem Themenfeld gewidmet, das ideologisch wahrlich nicht auf der „Linie“ lag: der Erforschung der Geschichte und des Geschicks der Juden in Rostock und in der ganzen Region.

Persönlich begegnete ich ihm zum ersten Mal, als er Ergebnisse seiner Forschungen in einem öffentlichen Vortrag darstellte. Nicht nur ich war sehr beeindruckt von seinem Engagement und von seiner inhaltlichen Souveränität. Weil mir das Thema im Rahmen meiner evangelischen Bildungsarbeit wichtig war, führte schon diese erste Begegnung zu einer gemeinsamen Wochenendtagung. Leicht lässt sich erkennen, was für mich den besonderen Reiz dieser Begegnungen ausmachte: Der Historiker war tief berührt von der Geschichte und Kultur des jüdischen Volkes, vor allem jedoch von dem unvorstellbaren jüdischen Schicksal im Herrschaftsbereich des deutschen Nationalsozialismus und von der Art und Weise, wie sich die Nachkriegsdeutschen der Vertreibung und Ausrottung der Juden stellten – beziehungsweise eben nicht stellten. Daraus ergab sich eine Aufgabe, genauer gesagt: eine Verpflichtung, die sich mir als Theologen auf dem Hintergrund christlicher Tradition – und Schuld! – auf andere Weise gestellt hatte.

Unsere sporadische Gesprächs- und Arbeitsbeziehung bekam in jenem Herbst, der so vieles änderte, einen anderen, intensiveren Charakter. Der Historiker schlug mir vor, mich mit ihm zusammen an die Öffentlichkeit zu wenden, mit dem Ziel der Gründung einer „Vereinigung für jüdische Geschichte und Kultur“. Sie kam tatsächlich zustande und wurde schon bald zur „Stiftung“ und deren „Max-Samuel-Haus“ mit der Fülle seiner, zum Teil spektakulären, Aktivitäten unter der Leitung des Historikers und wäre ohne seine Sachkenntnis und sein Kommunikationstalent nicht denkbar. Wenn ich aufgefordert wäre, doch eine Liste zusammenzustellen, von Personen nämlich, die mir in dieser Stadt etwas Besonderes bedeuten, dann hätte ich – zögernd gewiss, weil ich mich mit Freundschaftsbekennnissen etwas schwer tue – auch seinen Namen aufgeschrieben. Dabei hätte ich nicht vergessen müssen, dass unsere Beziehung phasenweise von recht unterschiedlicher Intensität und nicht ohne Belastungen war.

Aus Anlass des zehnjährigen Bestehens des Hauses will ich dem Leiter und Freund in dieser „kleinen“ Öffentlichkeit sagen: Ich danke Dir für Dein Engagement, in dem Du mich immer wieder genötigt hast, mich jüdischer

Kultur, jüdischer Geschichte, jüdischem Glauben nicht nur innerlich und intellektuell, sondern auch öffentlich und in persönlichen Begegnungen zu stellen. So hast Du Atheist schließlich auch an meinem theologischen Denken teilgenommen.

*

Da ich hier persönlich spreche, muss ich auch ein wenig theologisch reden. Über Auschwitz zu lesen, in der Lektüre einzelnen jüdischen Lebensgeschichten bis in die Gaskammer zu folgen, vor allem aber, dem authentischen Zeugnis von Überlebenden persönlich zu begegnen – das erneuert für meinen Glauben immer wieder den Schock. Er stellt mich vor die Frage: Was hält mich am Glauben an Gott fest, und wie glaube ich an Gott? Diese Frage bleibt immer Frage. Bei meinen zeitweiligen Antwortversuchen helfen mir Juden, deren „Gotteserschütterung“ unvergleichlich viel größer ist.

Ich beobachte, dass mein Glaube an Gott sich wandelt, verwundbarer und dabei hartnäckiger wird. Er hatte immer weniger den Charakter einer gesicherten Feststellung: Ja, Gott ist da und hat alles im Griff. Niemals will ich glauben, dass Gott die Schrecken verhindern konnte und es nicht tat. Mein Glaube bekam immer mehr den Charakter des ungesicherten Betens: Du, Gott, der du in deiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zu schwach bist, um die Gewalt der bösen Tat zu verhindern, zu schwach, um die Opfer zu schützen und zu bewahren, lass diese Welt und die einzelnen Menschenleben dennoch nicht los.

Mein Glaube hält sich immer weniger an theologischen Lehrsätzen fest und braucht immer mehr die Sprache der betenden Dichtung der Bibel. Sie hilft glauben an Gott als den letzten Rückhalt des Lebens, der Hoffnung lehrt, Leben bewahrt und entfaltet, aber auch mit seinen Geschöpfen Unsägliches ohnmächtig erleidet. Dass Gott unserer schuldigen Menschenwelt so zugewandt bleibt, ist seine Heilsamkeit. Ich lese sie der im Zweiten Testament der Bibel erzählten jüdischen Lebensgeschichte des Jesus von Nazareth ab.

Ich will nicht mit frommen Juden darüber streiten, ob Jesus der „Messias“ ist. Ich

möchte gemeinsam mit ihnen aktiv *erwarten* dürfen, dass die – oftmals so ohnmächtige – Nähe Gottes unsere Welt doch noch heilt. Ohne ernste Fragen ist mein Glaube dabei nicht. Seine ernsteste ist die Gottesfrage. Sie ist zugleich die Frage nach der Überwindung des Bösen und nach dem Sinn der Opfer. Ich möchte mit dieser Gottesfrage lieber nicht fertig werden. Sie ist auch als Frage tröstlich. Und es würde unserer Welt wahrlich nicht schaden, wenn möglichst viele diese Frage nicht abschrieben, sondern meditierten.

*

Noch einmal zurück zu den Menschen, denen ich im Haus begegnet bin. Es reizt mich, sie ein wenig zu „sortieren“, um mir den ganzen Reichtum dieser Begegnungen deutlicher vor Augen zu stellen: Künstlerinnen und Schriftsteller, Wissenschaftler, Historiker vor allem, Schülerinnen und Studenten, Überlebende des Holocaust, Angehörige von Ermordeten, Mitglieder der neuen jüdischen Gemeinde. Und

Dr. Yaakov Zur, Ein Hanaziv, Israel

Den Idealen der Jugend treu geblieben - Leben im religiösen Kibbuz

Die ersten Kibbuzim wurden 1909 von jüdischen Sozialisten aus Rußland gegründet, ihre Ideologie war eine Mischung von Tolstojanertum, Anarchie und Sozialismus. Es war die Hoffnung, eine bessere Welt zu bauen, und der Versuch, damit im Kleinen zu beginnen. Die Kibbuz-Idee war auch von Pragmatismus bestimmt: Der Druck von außen führte zum Zwang zur Gemeinschaft.

Wenn ich meine Entscheidung für den Kibbuz heute definieren sollte, würde ich sagen: Es war eine Art Kombination von zwei Elementen. Erstens war da die Tatsache, daß du irgendwo leben muß, ein Bett brauchst, ein Dach über dem Kopf, eine warme Tasse Suppe, jemanden, mit dem du dich unterhalten kannst, von dem du Hilfe in der Not bekommst, wenn du krank wirst. Das war eine

die vielen, die nichts weiter sind, als nicht-jüdische Deutsche, die sich im Sinne der Ziele des Hauses interessieren und engagieren. Sie haben *doch* ein Gemeinsames: eine Menschlichkeit der wahrhaftigen Erinnerung und der wirksamen Toleranz.

Wir stehen an einer Schwelle. Im Hause gingen auch in diesem Jahr wieder die Nachrichten ein vom Tode einer oder eines, die den Holocaust überlebt haben. Es war das größte Potential des Hauses, dass sie, die „Zeitzeugen“, mit uns so unglaublich offen und verständnisvoll gesprochen haben. Was bedeutet es, dass sie künftig nicht mehr mit uns sprechen können? Wir werden die Erinnerung bewahren und bewähren müssen, *ohne dass sie uns daran erinnern*, wie sehr eine menschliche Zukunft davon abhängt.

Dr. Fred Mahlburg, Pastor, Leiter der Evangelischen Akademie Mecklenburg-Vorpommern, war Mitinitiator und Gründungsvorsitzender der Stiftung Begegnungsstätte für Jüdische Geschichte und Kultur.

ganz praktische Überlegung für einen Mann wie mich, der ganz alleine war, ohne Familie lebte - also aus der Realität heraus entstanden, aus der Notwendigkeit, ein Zuhause zu finden, wo du leben und arbeiten kannst.

Aber wir sind damals Anfang der 40er Jahre nicht nur deshalb in den Kibbuz gegangen, weil wir nichts anderes hatten. Denn zweitens war da ein Idealismus, die Idee, eine bessere Gesellschaft zu formen, die versucht, auf die sozialen Probleme der Gegenwart damals wie heute eine Antwort zu geben, mit moralischen und sozialistischen Grundsätzen ein Kollektivleben aufzubauen, in dem die Leute nicht einfach gleich sind im Sinne einer allgemeinen Egalität, sondern gleich in dem Sinne, daß jeder bekommt, was er braucht, soweit der Kibbuz es sich leisten kann. Am Anfang war

der Lebensstandard bei uns sehr niedrig, viele Dinge waren rationiert. Das Leben war karg, aber wir waren jung. Wir lebten in Zelten und in Lifts, großen Holzkisten. Doch du warst nicht allein, du warst in einer Gesellschaft, die dir wichtig war, und du warst den anderen wichtig. Du warst nicht anonym.

Aber ein Kibbuznik verzichtet andererseits auf einen Teil seiner persönlichen Freiheit. Er kann nicht alles machen, was er will, er muß sich auch einpassen. Man lebt im Kibbuz sehr intensiv zusammen, wie in einer Großfamilie. In diesem Gemeinschaftsleben kann die Gefahr entstehen, daß der Einzelne nicht mehr allein leben kann, weil er völlig an die Gruppe gewöhnt ist. Deshalb scheint mir trotz sozialer Einbindung die individuelle Erziehung wichtig, die den Versuch zu einem Leben außerhalb des Kibbuz' nicht ausschließt. Wenn die Jugend heute verlangt, sich zu verwirklichen, ist der Kibbuz dabei scheinbar im Wege. Man versucht, den Kibbuz zu verändern, manchmal glückt es, manchmal geht es bis zum Bankrott. In der heutigen Welt wird der Individualismus sehr betont, im Kibbuz dagegen muß man im Interesse der Gemeinschaft verzichten können. Dazu gehört schon eine besondere Haltung. Jeder bekommt nach Notwendigkeit, jeder gibt seine Kraft nach seinen Möglichkeiten. Dieses Prinzip verlangt ein hohes Niveau des Menschen, Kompromisse im Zusammenleben. Es braucht ein Maß von hoher Moral, sehr ernst bei der Arbeit zu sein, wenn du nachher keinen persönlichen Profit davon hast. Die Menschen strengen sich meistens an, wenn sie wissen, sie haben davon einen privaten Profit. Der Kibbuz verlangt von den Leuten, auch ohne diesen Anreiz hochwertige Arbeit zu leisten. Als ich meinen Dokortitel hatte, brachte das nichts außer der Ehre. Mein Gehalt als Schuldirektor wurde zwar erhöht, das wurde staatlich bezahlt, aber für mich war es kein Unterschied. Das Kibbuz-Leben ist in dieser Beziehung jeden Tag von neuem ein Entschluß: Du bist Kibbuznik oder nicht.

Meine Verbindung mit Rostock wurde vom Kibbuz anfangs etwas scheel angesehen. Beim ersten Besuch hat man verstanden, warum ich fahre - um die Dokumente über das Schicksal meiner Mutter und Schwester zu suchen, die von Rostock nach Auschwitz deportiert wur-

den. Als ich dann weitere Reisen machte, war es nicht immer so selbstverständlich. Heute wird es allgemein akzeptiert, heute ist man bemüht, ein Mitglied, das solche Interessen hat, etwas Besonderes möchte und tut, nicht zu stören, sondern ihm zu helfen.

Der Kibbuz kann nur bestehen, solange er ein Gleichgewicht hat zwischen seinen Idealen und seiner Möglichkeit, sich den neuen Gegebenheiten anzupassen. Er kann also auf keinen Fall eine rückständige Gesellschaft sein wie die Amish People in Amerika, die bis heute nicht Auto fahren usw. Wir sind im Weltmaßstab sehr modern, auf hohem industriellem, agrotechnischem Niveau. Wer unseren Kibbuz von heute kennt, der weiß, daß das keine arme Siedlung ist, sondern daß wir über schöne Gärten, Häuser, Parks verfügen. Der Lebensstandard ist ziemlich hoch. Dazu gehört die Erziehung der Kinder bis zu 15 Schuljahren, die totale Versicherung bei Krankheit, bei Unfällen oder für die Familie, für die Witwen. Alte bleiben in der Gemeinde, beschützt und umsorgt. Der Kibbuz bildet in unserem Leben den Rahmen, in dem der Mensch lebt, arbeitet, betet, von der Geburt bis zum Friedhof. Diese Lebensform hat mich immer angezogen. Ich habe aber dafür bezahlen müssen. Ich habe auf Karriere verzichtet, als ich mich zwischen Universitätslaufbahn und Kibbuz entscheiden mußte. Der Kibbuz ist für mich nicht nur ein Wohnort, eine Adresse, sondern das Wesen des Lebens, die Art des Lebens, die Qualität des Lebens - das heißt: ein sozialistisches Leben in einer religiösen Gemeinschaft.

Der religiöse Kibbuz hat eine besondere Qualität. Er ist eigentlich die krasseste Form, der Gipfel einer Entwicklung im religiösen Judentum, das Judentum nicht vom Leben auszuschließen, sondern ins Leben zu stellen. Und so hat das religiöse Judentum sich den sozialen Problemen der modernen Welt eröffnet, auch der allgemeinen Bildung.

Äußerlich ähnelt der religiöse Kibbuz den anderen: derselbe Kuhstall, derselbe Eßsaal. Der Unterschied besteht nicht lediglich darin, daß wir noch eine Synagoge haben. Die Religiosität im Kibbuz ist ein Faktor, der viel ernster, viel umfassender anzusehen ist. Wir haben versucht, politisch ausgedrückt, den religiösen Sozialismus zu propagieren statt des marxisti-

schen. Unser Kibbuz ist eine Gemeinde im weltlichen und im religiösen Sinne des Wortes, eine Wirtschaftseinheit, eine kollektive Konsumeinheit. Alles fällt zusammen, alles ist eins. Das ist das Besondere im religiösen Kibbuz. Er ist ein komplexes organisches Wesen mit sozialen, religiösen, natürlichen Werten. Das hat einen interessanten Ausdruck darin gefunden, daß die Krisen kleiner sind als bei anderen. Niemals hatten wir ernste Probleme wegen Drogen oder Alkohol. Die Scheidungsrate ist geringer. Die religiöse Intensität gibt dem Kibbuz eine wärmere, vollkommeneren Prägung. Durchschnittlich haben die Leute fünf bis sechs Kinder. Das bedeutet: Sie glauben an ihr Leben. Wir leben bescheidener, asketischer als andere, bei uns gibt es weniger Verschwendung. Wirtschaftlich stehen wir verhältnismäßig besser da als nichtreligiöse Kibbuzim, obwohl wir am Schabbat nicht arbeiten. Am Schabbat fährt bei uns kein Auto, kein Traktor, es gibt kein Fernsehen, Rauchen ist verboten.

1931 entstand der erste religiöse Kibbuz deutscher Einwanderer, geprägt vom Behauptungswillen religiöser Menschen, um zum Beispiel das Problem des Schabbat in der modernen Wirtschaft zu bewältigen. Viele Erfindungen auf dem Gebiet der Elektronik in der modernen Landwirtschaft sind ursprünglich aus den religiösen Bedürfnissen des Schabbat entstanden. Die Kühe müssen auch am Schabbat gemolken, die Erde muß bewässert, das Essen für den Kibbuz muß bereit werden - heute werden dazu meist elektronische Lösungen benutzt. Am Anfang hat man gedacht: Die religiösen Menschen werden beten, anstatt die Kühe zu melken. Es hat sich herausgestellt, daß es gerade in den religiösen Kibbuzim die besten Kuhställe gibt.

Damit will ich nicht sagen, daß der religiöse Kibbuz keine Probleme hat. Bisher wußtest du: Der Kibbuz wird im Alter für dich sorgen. Heute ist diese Gewißheit nicht immer vorhanden. Im religiösen Kibbuz ist das Verhältnis zwischen den Generationen vielleicht gesünder als in anderen, aber Ängste gibt es auch hier. Heute werden die Menschen sehr alt, das ist ein Problem für die ganze Welt. Ich bin noch Optimist und glaube nicht, daß der religiöse Kibbuz seine älteren Mitglieder aufop-

fern wird. Bei Konflikten mit Kindern, die sich von der Religion abwenden, plädiere ich immer dafür, ihnen ruhig zuzuhören, verständnisvoll zu raten und abzuwarten, bis sie eine reife Entscheidung fällen können. Oft handelt es sich um eine rebellische Jugendphase, die jeder einmal mitmacht. Manchmal möchten Jugendliche aus dieser Kibbuz-Großfamilie heraus, weil junge Leute oft etwas anderes, etwas Neues suchen.

Früher waren die Leute stolz auf ihre Kibbuz-Bekleidung, ohne Krawatte usw., heute gibt es schon Jugendliche, die draußen versuchen, zu sein wie alle anderen. Das ist vielleicht nur etwas Äußerliches, aber wenn du den Stolz, die Sicherheit deines eigenen Lebens verlierst, dann bezahlst du auch etwas dafür. Es gibt komischerweise Leute, die sehr zufrieden darüber sind, daß der Kibbuz in die Krise kommt. Diese besondere Gesellschaftsform war eine Art Elite und wurde als solche von der Gesellschaft geschätzt. Früher war es ein Privileg, Kibbuznik zu sein. Heute muß man sich fast verteidigen, daß man im Kibbuz lebt. Das sind noch 3% der Bevölkerung, die 10% der Industrie und 50% der Landwirtschaft produzieren. Heute kann der Kibbuz nur bestehen in der Spannung zwischen Ideologie und Realität. Es ist ein sozialistisches Leben in kapitalistischer Wirtschaft oder eine kapitalistische Wirtschaft im sozialistischen System - wir machen den Versuch, in dieser Spannung zu leben. Heute ist es schwer, überhaupt vom Sozialismus zu reden, aber ich betrachte die Betonung der sozialen Verantwortung als gesellschaftliches Grundprinzip. Der Kibbuz hat mir erlaubt, das ganze Leben die schönen Ideale der Jugend zu leben. Wer so ein Leben führt, bleibt im Ideellen immer jung. Ich bin im Kibbuz dem Ideal des Achtzehnjährigen als religiöser Sozialist treu geblieben.

Dr. Yaakov Zur, Historiker, Rostocker Ehrenbürger und Ehrendoktor der Rostocker Universität, Vorstandsmittglied der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur, besuchte Rostock 1987 erstmals seit der Emigration 1939 und war seitdem fast jedes Jahr in seiner Geburtsstadt. Er sprach seit 1990 u.a. über „Der Zionismus – die nationale Befreiungsbewegung des jüdischen Volkes“, „Das gegenwärtige Deutschlandbild in Israel“, „Wie ich als Jude die Bibel lese“.

Peter Finkelgruen, Köln

EINE CHRONIK

Die Zeit der Spekulationen, ob es im Nahen Osten zum Krieg kommen könnte, ist vorbei. In Israel - und in Palästina herrscht er bereits. Es hat Wochen, wenn nicht Monate gedauert, um zu erkennen, daß dieser Krieg nach der Abreise Arafats und Baraks aus Camp David begonnen hat.

Vor wenigen Wochen war mein Neffe unter den glücklichen Überlebenden eines Unglücks in Jerusalem, bei dem eine ganze Hochzeitsgesellschaft vier Etagen tief stürzte, nachdem der Boden wegen Baumängeln einstürzte. Orientalischer Pfusch am Bau, ganz wie in Kairo. Kurz danach starben durch die von einem palästinensischen Selbstmordattentäter ausgelöste Explosion 29 junge Israelis in einer Diskothek an der Strandpromenade von Tel Aviv. Joschka Fischer schien Erfolg zu haben bei der Vermittlung eines Waffenstillstands zwischen den Realos und Fundis in Israel und Palästina. Dann das Attentat eines anderen politischen Selbstmörders in einer Pizzeria an der Ecke Jaffa- und King George Street in Jerusalem: 16 Tote und 80 Verletzte. Ich telefoniere mit Verwandten und Freunden in Jerusalem - um zu erfahren, ob sie heil sind.

Gestern explodiert wieder eine Bombe. Ein Selbstmordattentäter entzündet sie in einem Café in Kirjat Motzkin, nördlich von Haifa. In der Nähe wohnt mein Vetter Michael, der am Wochenende seinen sechzigsten Geburtstag feiern konnte. Ich rufe wieder an, frage, ob alles in Ordnung ist. Von der Explosion in Kirjat Motzkin erfuhr ich „live“ aus dem Inlandsrundfunk von Kol Israel, den ich hier in Deutschland über Kurzwelle hervorragend empfangen.

Das letzte Mal, als ich mit derartigem Bangen das Programm verfolgte, war während des Golfkrieges, als ich in meiner Küche in Köln die Sirenen hörte, die in Israel vor dem Einschlag irakischer Raketen warnten. Jetzt gibt es keine Warnungen. Nur Explosionen. Schüsse. Verletzte. Tote. Und die gleichen Anrufe bei Freunden und Verwandten. Ich erinnere mich an die ersten Anrufe dieser Art. Das war 1967, kurz vor und nach Ausbruch des Sechstageskrieges. Dann folgte 1973, der Yom Kippur Krieg, am Suezkanal und auf den Golanhöhen. Damals war mein Vetter Michael junger Offizier der israelischen Armee. Es gab Verletzte. Es gab

Tote. Auf allen Seiten. In den fünfziger Jahren, als ich noch Schüler in Israel war, gab es die „Fedayeen“. Palästinensische Freischärler, die über die Grenze aus Ägypten oder aus Jordanien kamen, Bomben legten und vorzugsweise Kibbuzim in Grenznähe angriffen. Die israelische Armee reagierte schon damals mit sogenannten Vergeltungsschlägen. Ich erinnere mich an Explosionen in Qalqilia - die 20 Kilometer weit bis nach Tel Aviv zu hören waren. Später haben Nachfolger der „Fedayeen“ begonnen, Flugzeuge zu entführen - und Olympiasportler als Geiseln zu nehmen. Israel hielt die Politik der Vergeltungsschläge aufrecht. Die Täter werden ihrer Strafe nicht entgehen, war das Motto. Es schien die einzige Sicherheit.

Vor wenigen Wochen wurde der „Schöne Toni“, Anton Malloth, ehemaliger SS-Wachmann in der Kleinen Festung Theresienstadt, wegen Mordes, begangen an einem Juden, verurteilt. Er hat dort über 100 weitere Menschen ermordet, darunter meinen Großvater im Dezember 1942.

Seit über einem Jahr hat sich meine Verwandtschaft vergrößert. Ein Vetter zweiten Grades aus Brooklyn hat mich ausfindig gemacht. Er schickte mir einen Stammbaum, der die Genealogie der Finkelgrüns bis 1750 in Warschau nachweist. Im Haus dieses Vetters, eines orthodoxen Juden und Anhängers des Lubavitscher Chabad, ist der sogenannte Friedensprozeß ein Anathema.

Gestern nun rief ich meinen palästinensischen Freund Jamil in Bethlehem an. Seit Wochen wollte ich es tun, nachdem ich im Fernsehen gesehen hatte, daß die Schußlinien zwischen Beit Jala auf der palästinensischen und Gilo auf der israelischen Seite sich über seinem Haus kreuzen. Ich dachte daran, wie Jamil und andere Palästinenser sich in den achtziger Jahren mit israelischen Politikern in meinem Büro trafen - um nach Möglichkeiten für einen Dialog zu suchen. Auf meine Frage, wie es ihm ginge, sagte mir Jamil:

„Das Altwerden im Orient hat gegenüber dem Altwerden in Europa einen großen Vorteil. Dort begehst du noch Selbstmord, weil du noch immer an deinen unerfüllten Idealen hängst. Hier nicht mehr...“

Im August 2001

Peter Finkelgruen, Schriftsteller, war zu Gast im Max-Samuel-Haus 1995 mit dem Vortrag „Eine Reise nach Shanghai“, 1997 zur Lesung aus seinem Buch „Erlkönigs Reich“, 1998 zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus.

Prof. Dr. Wolfgang Benz, Berlin

Erinnerung und authentischer Ort

Nirgendwo kristallisiert sich Erinnerung be-
klemmender und eindrucksvoller als am histo-
rischen Ort, als an den Plätzen, an denen sich
das abspielte, was die Erinnerung prägt und
das Gedenken bestimmt. Geschichte besteht
aus Erinnerung, aus oftmals bitterer Erfah-
rung, wie sie die Zeit nationalsozialistischer
Herrschaft war, als Judenfeindschaft Bestand-
teil der Staatsdoktrin war, als die Verfolgung
der Minderheit in den Völkermord mündete.
Die geschändeten und zerstörten Synagogen,
zu denen es keine jüdischen Gemeinden mehr
gibt, sind Sinnbilder für diese Vergangenheit
wie die Gedenkstätten an Orten der KZ.

Sehr viel wird über Mahnmale, über künstle-
risch gestaltete Denkmale gesprochen, die
Verbrechen der Nationalsozialisten in der Er-
innerung aller halten sollen. In der Erinnerung?
Oder geht es um „Gedenken“, um Rituale und
Zeremonien, um die Verlagerung des kollekti-
ven Gedächtnisses auf die Meta-Ebene, auf
abstrakte Gedächtnis-Kultur, auf die Gefilde
der Betroffenheit? Im Gegensatz zur lebhaften
Anteilnahme am zentralen Berliner Holocaust-
Mahnmal oder am Jüdischen Museum sind die
Gedenkstätten am authentischen Ort, am Platz
der Konzentrationslager, der Ghettos, der
Folterstätten, Erschießungsgruben, aber auch
der jüdischen Kultstätten - Synagogen und
Friedhöfe - im Schatten öffentlicher Aufmerk-
samkeit geblieben. Die Vorstellung einer nobel
ausgestatteten Gedächtnisanstalt am zentralen
Ort ist wohl attraktiver als die Einsamkeit und
Tristesse des ehemaligen Konzentrationslagers,
wo die Qualen der Opfer auch im Ab-
stand der Jahrzehnte noch spürbar sind. Mu-
seum, Bibliothek, monumentales Kunstwerk -
viele scheinen attraktiver als der authentische
Ort mit seiner stummen Herausforderung zum
Nachdenken, zur Auseinandersetzung mit un-
serer belasteten Geschichte.

Erinnerung braucht aber Orte mit der Aura des
Geschehens als Kristallisationskerne des Ver-
stehens, braucht Gedenkstätten, die darüber

hinaus Erklärungen anbieten, um über das
rationale Verstehen persönliche Aneignung zu
ermöglichen. Aber die Gedenkstätten benöti-
gen auch ein Umfeld von Bürgern, die sich für
sie verantwortlich fühlen, die sich für die Be-
lange der institutionalisierten Erinnerung ein-
setzen und sie zum lebendigen Ort der Ausein-
andersetzung mit Geschichte machen. Das ist
nötig, damit die Gedenkstätten den Charakter
des tabuisierten Ortes verlieren.

Die rekonstruierte Synagoge birgt freilich auch
Gefahren für die Erinnerung. Sie ist ein Stück
Wiederherstellung der heilen Welt vor dem
Einbruch der Barbarei. Die rekonstruierte
Synagoge, in der kein Rabbiner mit den Gläu-
bigen betet, kein Kantor singt, weil es keine
Juden mehr am Ort gibt, könnte zum kulturel-
len Idyll werden, das nur den einen, den besse-
ren, Teil der historischen Realität abbildet. Die
wiedererrichtete Synagoge als Konzertsaal für
Klezmer-Musik, für kulturelle Darbietungen
ohne Bezug auf ihren ursprünglichen Zweck,
die Synagoge als Theatersaal oder Ort des
routinierten Betroffenheitsgestus' wäre eine
verfehlt Chance der Erinnerung. Die Funkti-
on der Synagoge im Konzert der Erinnerungs-
orte ist eine ganz besondere. Mit ihr kann den
Opfern, die in der KZ-Gedenkstätte nur als
passiv Leidende gegenwärtig sind, ein Stück
ihrer personalen Identität zurückgegeben wer-
den. Die Synagoge erinnert nicht nur an die
Verfolgten, sie erinnert an die Menschen, be-
vor sie zu Opfern wurden, und gibt ihnen da-
mit Würde zurück.

Prof. Wolfgang Benz, Historiker, Zentrum für Anti-
semitismusforschung an der Technischen Universität
Berlin, hielt im Max-Samuel-Haus Vorträge über
„Deutsche Juden im Exil. Probleme der Auswande-
rung – Suche nach Identität“ 1995 und „Die Dimensi-
on des Völkermords: Holocaust und Auschwitzlüge“
1997.

Jurij Rosov, Rostock

Spaziergänge über den Weihnachtsmarkt

Welch wundersamer Frohsinn!
 Ein März, der sich Dezember nennt.
 Glitzernd kreisen Karusselle.
 Es summt und lärmt und atmet der Boulevard,
 ein Weihnachtsmarkt inmitten von Europa -
 geweihte Nacht und heitrier Markt.
 Die Hansestadt in Karnevalsgarderobe,
 erinnert an ein Märchen, das als Kind ich sah,
 als in unserem Provinztheater
 ein Herr erschien in fremdländischem Talar.
 Die Menge eilt - fast wie zum Rendezvous.
 Ein Gartenzweig, der auf dem Rasen grad erwacht,
 bemüht sich sehr, als Riese zu erscheinen,
 Mit-der-Strömung-schwimmen gibt ihm Macht.
 Vielleicht würde es seltsam mir erscheinen,
 wenn ich kein Wanderer in diesem Lande wär,
 wo ich im Straßenbahngewühle
 Zeile für Zeile bringe auf's Papier.
 Wollen wir nicht auch den Glühwein trinken,
 aus diesen herrlichen Gefäßen, liebe Frau?
 Du magst nicht? Dann trink auch ich nicht.
 Söhnchen, geh allein hin und schau!
 Dort, der riesengroße Buddha läßt mit seinen
 vielen Händen freundlich ein ins Labyrinth.
 Wir geh'n vorbei. Vergnügliches Verirren,
 das Die-Nase-an-den-Spiegel-drücken-Spiel,
 wenn Fernweh in trügerische Fernen weist,
 wohin man sonst nur in den Träumen reist.
 Wir gehen nicht! Fahren möchte unser Sohn,
 noch eine Sünde mehr im Sünden Keller.
 Das Abtrennen der elterlichen Nabelschnur -
 von allen die wohl häufigste Mutation.
 Geh nur, Kleiner, fahre,
 sei so wie alle, solange du kannst.
 Diese Kratzer auf der Seele, als hätte Tyson
 auch mir im Ring das Ohr läppchen lädiert.
 Den einen Zion, den anderen Attraktionen -
 hier hat der liebe Ingenieur wohl doch geirrt?
 Das Werbeschild flirrt grün und voller Sehnsucht.
 Ich drehe mich zu meiner sehr bedeckten Frau:
 „Wie könnten wir doch fröhlich leben,
 wenn - und widersprich mir nicht - ja wenn,
 uns doch nur nicht so befremdlich schienen
 ihre Feste, ihre Straßen, ihre Rede
 und ihr Regen!“ Wem klagen wir nur unser Leid?
 Es nieselt wieder: wir wie immer ohne Schirm.
 Hanseatischer Niesel im Advent.
 Aber wir sind keine adventiven Pflanzen.

Прогулки по Weihnachtsmarkt-у

Какое небывалое веселье!
 Декабрь, похожий более на март.
 Ажурные кружатся карусели.
 Гудит, грохочет, дышит Weihnachtsmarkt.
 Рождественская ярмарка в Европе
 Яркая как мир, как марка весела.
 Ганзейский город в карнавальной робе
 Напомнил мне заморского посла,
 Увиденного в детстве в сказке давней
 В провинциальном театрике одном.
 Толпа спешит - как будто на свиданье.
 Проснувшись на газоне, старый гном
 Стараётся казаться великаном,
 Чтоб общей соответствовать струне.
 Мне, может быть, казалось бы всё странным,
 Когда б я не был странником в стране,
 Где пребываю в суете трамвайной,
 Строчу строку, ломая карандаш.
 Жена моя, не выпить ли Glühwein'a
 И нам с тобой из этих дивных чаш?
 Не хочешь ты? Тогда и я не буду.
 Сынок, нас в город лучше не бери.
 Вот трёхэтажный многорукий Будда
 Любезно приглашает в лабиринт.
 Мы не пойдем. Довольно мы блуждали
 И тыкались носами в зеркала,
 И дули нам показывали дали,
 И угли нам мерцали из угла.
 Нет, не пойдем! Желает сын кататься
 Ещё одна вина в подвале вин.
 Обыкновенная, впрочем, из мутаций -
 Мутация разрыва пуповин
 Родительских. Иди, малыш, катайся
 И будь как все, насколько хватит сил.
 Такая муть в душе, как будто Тайсон
 И мне на ринге ухо откусил.
 Кому - Zion, кому - аттракционы -
 Перемудрил нежнейший инженер?
 Рекламный щит горит тоской зелёной.
 Я обращаюсь к пасмурной жене:
 "Родная, как бы мы прекрасно жили,
 Когда бы - ты мне только не перечь, -
 Когда бы не казались нам чужими
 Их праздники, их улицы, их речь,
 Их дождь!" Кому печаль свою повем-то?
 Вновь моросит: мы вечно без зонта.
 Ганзейский град периода адвента.
 А нам с тобой адвенты - от винта!

Ein seltsames Gefühl, der ewige Beobachter im Abseits zu sein, und das in einem Land, in dem du jahrelang wohnst. „Ich werde Deutschland wahrscheinlich verlassen...“, sagt mir eine Bekannte. „Warum?“ frage ich verwundert: sie mit ihrem guten Deutsch hätte es doch schaffen müssen. „Ich wohne jetzt schon seit acht Jahren hier“, antwortet sie traurig, „fühle mich aber immer noch nicht heimisch“. Ich verstehe, wovon sie spricht, ertappe mich aber bei dem Gedanken: gibt es überhaupt auf diesem Erdball noch ein Plätzchen, wo wir uns heimisch fühlen können?... Als ich durch die Bahnhofsvorhalle gehe, treffe ich eine ältere Frau, die erst vor kurzem eingereist ist. Ich habe sie einige Male in der Gemeinde gesehen. Sie beobachtet aus der Bahnhofsvorhalle, ob ihre Straßenbahn schon angekommen ist. „Warum stellen Sie sich nicht an die Haltestelle?“ frage ich sie. „Es ist so schönes Wetter!“ „Sehen Sie etwa nicht, daß dort Faschisten stehen?“ antwortet sie mir. Und wirklich haben einige Kahlgeschorene mit Bierdosen in den Händen die Haltestelle „okkupiert“, sie schreien, lachen, schub-

sen einander. „Was sind das für Faschisten! Das sind einfach nur verkleidete Clowns, verstehen Sie? Haben Sie keine Angst vor denen, lernen Sie einfach nur, durch sie hindurchzusehen, sie nicht zu beachten“, lehre ich sie die Grundregeln des Emigrantendaseins. „Das ist es ja“, unterbricht sie mich, „sie haben doch alle schon längst gelernt, durch uns hindurchzuschauen.“ Ich weiß, daß sie nicht nur die Glatzköpfe meint...

Ich weiß nicht, wieviele Jahre wir noch benötigen, bis wir, die jüdischen Immigranten, aufhören, uns in Deutschland fremd zu fühlen. Und wieviele Jahre Deutschland benötigen wird, in uns keine Fremden mehr zu sehen, das weiß ich noch weniger.

Ins Deutsche übertragen von Ilona Jerjomin

Jurij Rosov, Mitglied der Jüdischen Gemeinde Rostock, Autor, Dramaturg und Schauspieler im jüdischen Theater Mechaje, ist dem Max-Samuel-Haus durch gemeinsame Veranstaltungen verbunden. Für unseren Band „Ein bißchen anders bleibt man immer“ schrieb er das Gedicht „Emigranten“.

Prof. Mavriks Vulfsons, Riga

Hoffnung auf eine Diktatur der Ethik und Redlichkeit

I
Jedes Jahr wird in Lettland der Jahrestag der Gründung der Republik am 18. November gefeiert.

In den 50 Jahren sowjetischer Besetzung riskierten die Patrioten die Verbannung nach Sibirien, aber sie hißten an diesem Tag die rot-weiß-rote Fahne an den Häusern von Riga.

Die Spitzel des NKWD rissen sie nieder und verbrannten sie. Aber mit jedem Jahr wuchs der Widerstand der Letten. Bis kurz vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion - Lettland wieder die Unabhängigkeit erkämpfte und West und Ost die Republik als souveränen Staat anerkannte.

II
Seit 1989 wird der 18. November wieder gefeiert. Umso größer war der Schock unserer Regierung, als sich voriges Jahr zum Gottesdienst im Dom, wo die Feier eingeleitet wird, der Erzbischof Janis Vanags weigerte, die Andacht zu halten. Auf die Vorwürfe der Staatspräsidentin Vaira-Vike Freiberga antwortete der Erzbischof, daß er weiterhin nicht bereit sei, sich mit der Verkümmern eines Großteils des Volkes abzufinden.

III
Am Dreikönigstag wandte sich der Erzbischof an die Bürger Lettlands mit einem

Appell, seinen Standpunkt mit Unterschriften zu unterstützen. Dieser Aufruf wurde von der Majorität der Bevölkerung begrüßt.

IV

In dem Artikel „Ein entscheidender Schritt“, den die populäre Zeitung „Lauku Avize“ publizierte, habe ich den Erzbischof unterstützt. Ich gestatte mir, einige Auszüge aus dieser Schrift wiederzugeben:

„Der Appell des Erzbischofs kann zu einer Wende der gesellschaftlichen Stimmung führen und die Struktur der Macht ändern. Mich überrascht die negative Reaktion unserer politischen Elite nicht. Bisher greift sie nur den Fähnrich an, aber umgeht die Fahne, versucht, die breiten Schichten der Bevölkerung gegen den Aufruf des Erzbischofs aufzuwiegeln. Das gelingt nicht. Man kann fragen: Was hat Menschen mit verschiedenen politischen Ansichten, Angehörige aller Konfessionen zusammengeführt? Weder das Streben nach Macht noch Ehrgeiz oder die Sucht nach Gunst - sondern der Schmerz und die Sorge um Lettlands Zukunft. Nur ein begrenzter Spießbürger kann sich heute mit dem Zusammenbruch der elementaren sozialen Moral abfinden und die abscheuliche, kleinliche Selbstbefriedigung mit Privilegien und Bestechungsgeldern weiterhin dulden. Aber das ist charakteristisch für elitäre Gruppen in vielen osteuropäischen Staaten, zu denen auch Lettland gehört. Diese Gruppen bilden bei uns eine geschlossene Clique, zu der der kleine Mann keinen Zugang hat. In diesem Kreis wäscht eine Hand die andere. Diese Politiker haben sich längst von den Rentnern, Kranken, Invaliden, Arbeitslosen entfernt. Sie pflegen ihre eigene Sprache. Die Kluft zwischen der Masse und der Elite ist ständig gewachsen. Deshalb frage ich: Wie lange braucht ein christliches Land, um die unglaubliche Korruption und Willkür zu zügeln - zehn Jahre? Oder fünfzig? Die Zeit ist reif, die alten edlen lettischen Begriffe - Ehrenmann, reines Herz, ein Mann ein Wort - wieder ins Leben zu rufen und sie zum Maßstab bei der Einsetzung von

Beamten, Staatsmännern und Juristen zu machen. Ich warte auf diese Stunde. Darum habe ich den Appell des Erzbischofs unterschrieben.“

V

Inzwischen hat die Saat des Erzbischofs erste Früchte getragen. Bei den Wahlen zum Rigaer Stadtrat haben die oppositionellen Parteien - die Sozialdemokraten und die linke Partei „Für Menschenrechte und konstruktive Beziehungen zwischen Letten und Minoritäten“ (700.000 Russischsprechende) die besten Resultate erzielt. Das war ein Signal, daß sich in Lettland etwas ändert.

VI

Aber noch sind die alten Parteien an der Macht. Am 28. Juni konnten wir in der größten Zeitung Lettlands „Diena“ (Der Tag) die traurige Mitteilung lesen: DIE MENSCHEN GLAUBEN NICHT AN DIE REDLICHKEIT DES STAATES. Kein Wunder! Diese Worte dienten als Überschrift zur Statistik der wissenschaftlichen Organisation „International transparency“, aus der hervorgeht, daß bei einer Umfrage in 91 Staaten sich Lettland in der Bekämpfung der Korruption auf Platz 59 befindet (zum Vergleich: - Finnland liegt auf Platz 1). Lettland befindet sich weit hinter Estland, Litauen und den afrikanischen Staaten Ghana und Malawi. Daraus kann man folgern, daß nur eine Diktatur ethischer Politiker, eine effektive und gerechte Steuerpolitik, unbestechliche Juristen einen radikalen Umbruch in Lettland gewährleisten können. Die Frage, wann das sein wird, bleibt bei uns heute offen. Aber die Hoffnung lebt.

Prof. Dr. Mavriks Vulfsons, Historiker, Kunstakademie Riga, stammt aus einer über 400 Jahre in Riga ansässigen jüdischen Familie. Er sprach 2001 im Max-Samuel-Haus über „Die Geschichte Lettlands im Spiegel eines Lebens“.

Albrecht Josephy-Hablützel, Riehen, Schweiz

Wiederbegegnung mit Deutschland –
 Wiederbegegnung mit Rostock –
 Wiederbegegnung mit dem Haus, in welchem die Familie von Max Samuel,
 eines guten Freundes meines Vaters, wohnte –

Es war einmal, vor langer Zeit - und wollte ich mich daranmachen, den Verlauf der Geschichte meiner Generation aufzuschreiben, es würde sich Seite um Seite füllen mit Schilderungen der so genannten guten alten Zeit, die sich zu einer Zeit der Ungewissheit und Hoffnung, dann zu einer Periode von bitteren und harten Geschehnissen wandelte; mit Beschreibungen des Übergangs vom Ende einer verruchten Epoche in eine neue Zeit, die - zumindest in der Vorstellung - neue ideologische Leitgedanken bekam. Im folgenden geht es nur um meinen Weg vom Abschied von Rostock im November 1938 bis zu den *Wiederbegegnungen*; Ende 1938 begann ein ‚zweites Leben‘ - ohne Deutschland, ohne Rostock; mit der Schweiz, mit Basel.

Ich will die Augen nicht vor der Tatsache verschließen, dass ich lange Zeit ein gebrochenes Verhältnis zu Deutschland, dem Vaterland meines Vaters und meiner Mutter, hatte - zerbrochenes Vertrauen, hervorgerufen durch das ‚von oben‘ diktierte Gehabe von Nachbarn und Bekannten, von Spiel- und Schulkameraden, von Lehrern, abgesehen von eher wenigen Ausnahmen, oder durch den Aushang „Juden unerwünscht“ bei Café Flint, wo mein Vater doch zu den Stammgästen zählte, usw.

Als Kind hatte ich also Wurzeln geschlagen in Rostock, in Mecklenburg - nicht ohne das Zutun meiner Eltern, was jedoch nicht im Sinne der ‚Arier‘ gewesen war. Trotzdem und deshalb hatte ich in den Dreißigerjahren, in meiner Kindheit, die dumpfe, unbestimmte Wahrnehmung von Ablehnung und Ausgrenzung, und keine eindeutige Antwort fand ich auf die Frage: Warum eigentlich?

Nach dem 11. November 1938 hieß es: nur weg von hier, aus Rostock - wohin? - in die Schweiz, ohne genau zu verstehen, was los war, obwohl der Rauch brennender Synagogen und die Glassplitter vor den verwüsteten und geplünderten Wohnungen und Geschäft-

ten deutliche Zeichen waren. Noch war ich nicht zu alt, um auch nach dem Umpflanzen an einem neuen Ort zusätzliche Wurzeln schlagen zu können. Zeitlich parallel zu meinen Jugendjahren im neuen und eher ruhigen Schweizer Umfeld wurde in Deutschland die Unkultur total entfesselt. Die gewalttätige Konfrontation eskalierte im eigenen Lande selbst ebenso wie in den überfallenen, besetzten und drangsalierten Ländern Europas - unter der Ägide eines überheblichen Diktatur-Staatsapparates, der zu einem Verhaltenskodex aufrief, welcher das unzivilisierte Ausleben von Hass, Frechheit und Gewalt sowie Mord und Totschlag legalisierte. Ich meine, nicht deutlich genug kann auf die seinerzeitigen Zustände hingewiesen werden, die uns heute mehr und mehr unglaublich erscheinen wollen - aber das ist die tatsächliche Wahrheit, die nicht vergessen werden darf.

Verwundert es, wenn die *Wiederbegegnung mit Deutschland* - nein, mit den Deutschen - sich nach 1945 nicht im Überschwang vollzog, sondern sich vorerst abtastend und zurückhaltend anbahnte? Ganz nah vor Augen hatte ich Deutschland tagtäglich, von Anfang an: Die Grenze Schweiz-Deutschland ist auch die Grenze der Gemarkung der Gemeinde Riehen bei Basel, meines neuen Heimatortes. Am unfernen Horizont steigt der markante Tüllinger Hügel auf, ein Ausläufer des Schwarzwalds, zuoberst von einer weithin sichtbaren kleinen weißen Kirche gekrönt; an der Basis zur Schweiz gehörig, während die höher gelegenen Felder, Äcker und Weinberge deutsch sind.

Erst als das zugrunde gegangene Dritte Reich in die vier Besatzungszonen umgewandelt worden war, wurden Grenzübertritte wieder denkbar und sogar möglich. Und damit auch Besuche. Bei Dorothea, meiner jüngsten Schwester, die als Schülerin im Landschulheim Birklehof in Hinterzarten im Schwarzwald aufgenommen worden war - in einer

„Reformschule“, deren Lehrer und Betreuer sowie vor allem der Rektor Georg Picht, alle durch eigene bittere Erfahrungen gereift, ernsthaft bestrebt waren, einen Beitrag zu Neuanfang und Wiederaufbau zu erbringen. Oder bei meiner Mutter und ihren Verwandten in Zell an der Mosel und auf dem Hunsrück.

Deutschland begann sich zu erholen, die Deutschen begannen sich zu wandeln, manche auf wundersame Art. Die Generation der in den Dreißiger- und Vierzigerjahren Geborenen wurde zu Erwachsenen; sie war in die Zeiten der Auflösung jeglicher zivilisierter Ordnung hineingeboren worden und hatte in ihren frühen Lebensjahren Bombennächte und verwirrte Zustände erlebt. Ihre Eltern waren nolens volens in den Strudel des Chaos geraten, ihre Väter waren Kriegstote oder Kriegsgefangene gewesen, ihre Mütter nicht selten zu Flüchtlingen geworden. Dieser Generation, diesen Frauen und Männern, welche die Ideen der Nachkriegszeit und der Nach-Nazizeit aufgenommen hatten, begegnete ich, beruflich und privat, vornehmlich in Fortbildungskursen, in Seminaren, Arbeitsgruppen und an Tagungen. Ich hörte die Frage: Wie war das möglich gewesen...? Ich hörte den Aufruf: Nie wieder...! Auflehnung gegen und Ablehnung von totalitären Autoritätsansprüchen waren Gesprächsthemen, ebenso wie die Suche nach einer neuen Religiosität. Die Grundsätze der Humanistischen Philosophie und des „Human Potential Movement“ in ihren diversen Ausprägungen fanden Verbreitung. Allmählich stand einer *offenherzigen Wiederbegegnung mit Deutschland* - mit Deutschen - nichts mehr im Wege. Außer der Tatsache, dass Deutschland noch längere Zeit nicht ‚vollständig‘ war und dass ich weder Lust noch Verlangen spürte, in die Sowjetische Besatzungszone beziehungsweise in die DDR zu reisen.

Die *Wiederbegegnung mit Rostock* verzögerte sich bis 1993, als ich die Reise antrat, um über die Brücke von der Kindheit in die Gegenwart zu gehen.

Dieser erste Besuch stand unter einem günstigen Stern: Ein Kreis von motivierten, offenen und aktiven Menschen in Rostock erleichterte den Prozess des Wiederkommens, des Anknüpfens, des Wiedererkennens - und zwar *im Garten des Max-Samuel-Hauses*. Meine emotionale Beziehung zur Stadt meiner Kindheit wird seither von meiner Frau und unseren Kindern in zunehmendem Maße ‚mitemlebt‘ und nachvollzogen. Als ein Privileg betrachte ich es, in ungewöhnlich intensiver Weise die Gegenwart und den Alltag dieser Stadt kennenzulernen, einer Stadt, die eine rauhe Vergangenheit hatte und sich eine lohnende Zukunft wünscht.

Fast an ein Wunder grenzt es, dass es sogar noch Menschen in Rostock gibt, die sich an uns als Kinder und an unsere Eltern erinnern, die mit meinen Schwestern oder mit mir zur Schule gingen oder mit denen wir spielten.

Das Wichtigste jedoch ist für mich: 1938 wurde den ‚Minderwertigen‘ der Rücken zugewandt, der Blick von ihnen abgewandt. Heute, mehr als 60 Jahre ‚danach‘, hört man auch in Rostock: Nie wieder so...! Ich bewege mich frei in den Straßen, ich habe Ziele, ich treffe mit Menschen aller Altersstufen zusammen, ich entdecke Vertrautes und das Veränderte - erneuert nach totaler Zerstörung oder hinzugewachsen. Ich werde nachdenklich - nicht nur auf den Friedhöfen, eher so wie es Toni Morrison, Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin, formulierte: Die beste Möglichkeit, über die Gegenwart nachzudenken, ist es, die Vergangenheit zu verstehen.

Der Institution Max-Samuel-Haus und ihren Mitarbeitern wünsche ich von Herzen, dass das Land Mecklenburg-Vorpommern, die Hansestadt Rostock, Freunde und Gönner die Treue halten.

Albrecht Josephy-Hablützel, Chemiker, erlebte seine Wiederbegegnung mit Rostock durch die Verbindung zum Max-Samuel-Haus, dessen häufiger Gast er seitdem ist.
